

Nr. 120. **Bromberg, den 10. Juni** **1928.**

Das Kollegium von Kleckerfeld.

Roman von Willy Harms.

Vertrieb: Carl Duncker-Verlag, Berlin W. 62.

9. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

XVIII.

Ein Tag der Arbeit.

Schuhmachermeister Brandeis, Gruppenführer der städtischen Feuerwehr, zweiter Baß im Gesangverein „Treue um Treue", Leutnant der Schützenzunft, Mitglied des Schulvorstandes, war eine energische Persönlichkeit, und was er in die Hand nahm, brachte er auch fertig. Nur nicht die Sohlen für die Schuhe. Wohl zehnmal legte er sie wieder fort, um einen Augenblick vor der Tür frische Luft zu schnappen, ein Wort mit Vorübergehenden zu reden und um seine Frau zu ärgern. Was wußte die von den Lebensnotwendigkeiten eines Handwerksmeisters! Wenn es nach ihrem Willen ging, kriegte er den ganzen Tag den Rücken nicht gerade. Sie sah am liebsten, wenn er nur einen Blick hatte für den Schusterhammer, aber keinen für das Allgemeinwohl. Mit spitzen Worten hatte sie ihn heute morgen kränken wollen, als er statt der grünen Schürze den Schlips umgebunden hatte. „Daß du dich nicht vor den Leuten schämst, dem Herrgott den Tag zu stehlen!" Seine Gründe, mit denen er den Schlips zu rechtfertigen versuchte, waren in den Wind geredet. Ihr imponierte weder, daß er im gewissen Sinne als Beauftragter des Schulvorstandes handle, noch daß er sich aufopfere für die Kleckerfelder Jugend. „Du solltest lieber deine Hosen auf dem Schusterschemel aufopfern, dann will ich sie dir schon wieder flicken!" Das war ihr Abschiedswort gewesen, als er mit der blauen Aktenmappe, in der Bogen für die Unterschriften lagen, aus der Tür gegangen war. Er hatte sich nicht beirren lassen.

Emmerlein war der Vater vom Wortlaut der Eingabe, die jede persönliche Schärfe und Gehässigkeit vermied und nur die Bitte zum Ausdruck brachte, die Regierung möge im Interesse eines gedeihlichen Zusammenarbeitens zwischen Schule und Haus die Versetzung des Lehrers Busacker in die Wege leiten.

Es galt zunächst, einige Unterschriften von Leuten, die in Kleckerfeld etwas bedeuteten, an die Spitze der Eingabe zu bringen, damit durch das Gewicht dieser Namen die Lauen und Wankelmütigen mitgerissen wurden. Bei den Schützenbrüdern hatte Brandeis keine Schwierigkeit, denn sie hatten am eigenen Leibe erfahren, was für ein windiger Geselle dieser Busacker war; es stand ja auch der Name ihres Majors auf der vordersten Seite, da wäre ein Verweigern der Unterschrift gleichbedeutend mit Fahnenflucht gewesen. Bei jedem Gesinnungsfreund erhielt Brandeis für seine selbstlosen Bemühungen ein gutes Glas Kümmel. Das gefiel ihm schon, war eine andere Sache, als durstig hinter der Schusterkugel zu hocken.

Merkwürdigerweise versagte der Bürgermeister, dem doch im Hauptberuf, nicht wie Brandeis im Nebenamt, das Wohl der Stadt am Herzen zu liegen hatte.

„Wie weit haben Sie es in Ihrem Militärverhältnis gebracht, Herr Brandeis?"

Das war ein unangebrachte Frage. Es gehörte nicht zur Sache, daß er auf der Kompaniekammer dem Vaterlande gedient und während des Krieges Nägel unter die Sohlen geschlagen hatte.

„Was wäre wohl geschehen, Herr Brandeis, wenn Sie einen neuen Kompanieführer beantragt hätten? Ohne vier Wochen Arrest wäre es nicht abgegangen. Meinen Sie nicht auch?"

Brandeis meinte es. Er wußte, was es mit dem Arrest auf sich hatte. Zehn Minuten war er einmal nach Zapfenstreich gekommen und hatte seine drei Tage weg gehabt. Aber er war nicht zum Bürgermeister gekommen, um mit ihm Arrestfragen zu besprechen. Unterschreiben sollte er.

„Ich will Sie darüber informieren, daß Busacker auch Kompanieführer war. Und eigentlich müßten Sie jetzt mit Arrest bestraft werden. Gehen Sie mit Ihrer Liste zu anderen Leuten!"

Das tat Brandeis auch. Er ging in die Privatwohnung des Bürgermeisters, und hier wurde die unhöfliche Behandlung, die er durch das Stadtoberhaupt erfahren hatte, wieder ausgeglichen. Vorsichtig verschwieg er die militärische Auseinandersetzung auf dem Rathause. Gern unterstützte Frau Bürgermeister seine Arbeit durch Namensunterschrift. „Ich wünsche Ihnen einen vollen Erfolg, Herr Brandeis!" Einen herzstärkenden Kümmel erhielt er zwar nicht, aber beinahe hätte sie ihm die Hand zum Abschied gegeben.

Aber Brandeis fand auch Leute, bei denen er seine ganze Redekunst aufwenden mußte, bevor sie zum Halter griffen. Einige Hartköpfige ließen ihn sogar unverrichteter Sache wieder abziehen. Zum Beispiel Büdner Bollhagen. Zwar stimmte dieser den Ausführungen von Brandeis zu, sah Busacker lieber heute als morgen aus Kleckerfeld verschwinden, denn er konnte Leute, die mit der Flinte durch die Gegend zogen, während er arbeitete, auf den Tod nicht leiden, aber unterschreiben wollte er nicht. Zu gründlich war er einmal mit einer Unterschrift hereingefallen. Ein Reisender war bei ihm gewesen und hatte ihm Unterhosen aus ägyptischen Pflanzenfasern angepriesen. Um den Kerl los zu werden, hatte er sich nach einer Stunde bereit erklärt, eine Hose zur Probe zu nehmen, aber bezahlen wollte er sie erst, wenn er ausprobiert hatte, ob sie sich im Tragen bewährte. Unter dieser Voraussetzung hatte er den Tintenstift des Reisenden genommen und den Zettel unterschrieben. Ein ganzes Dutzend Unterhosen hatte ihm die Fabrik auf den Hals geschickt. Zur Klage war es gekommen, und das Gericht hatte ihn gegen alles Recht zur Zahlung gezwungen, nur weil er unterschrieben hatte. Die ägyptischen Pflanzenfasern lagen noch im Koffer, mochten seine Erben sich drum streiten. Seit der Zeit war Bollhagen mißtrauisch gegen alle Unterschriften, und es war ihm gleich, ob es sich um Unterhosen oder um Busacker handelte.

„Wenn er einmal eine Tracht Prügel haben soll, dann rufe mich. Aber mit deiner Feder bleib mir vom Leibe!" sagte Büdner Bollhagen. Brandeis hatte keinen Erfolg.

Aber die Leute waren nicht alle so dickköpfig. Bis zum Mittag waren mehrere Bogen gefüllt. Stolz zeigte er sie seiner Frau, ohne bei ihr Verständnis zu finden. Am allerwenigsten verstand sie, daß er auch noch den Nachmittag drangeben wollte. Er gab sogar den gewohnten Mittagsschlaf auf, und das geschah nur bei ganz wichtigen Anlässen, etwa am Königsschußtag, wenn sein Dienst als Leutnant ihn in Anspruch nahm.

Am Nachmittage hatte er es nicht mehr nötig, sich bei Widerspenstigen lange aufzuhalten. Die gefüllte Liste gab ihm ohnehin das Bewußtsein erfüllter Pflicht. Eigenbrötler überging er.

Hätte er das nur auch bei Heiden, dieser Schulmeisterseele, getan! Dann wäre das Unglück nicht geschehen. Aber er sah ihn vor der Haustür stehen, empfand seine Unbe-

kümmertheit wie eine Herausforderung und hielt ihm darum die Liste unter die Nase.

Heiden warf nur einen Blick hinein, dann drückte er ihm erfreut die Hand. „Kommen Sie näher, Herr Brandeis! Der Fall interessiert mich sehr, wir besprechen ihn drinnen."

Zunächst wurde aus dem Besprechen nichts, denn Heiden meinte, es sei draußen gotteslästerlich warm, und von dem ewigen Herumlaufen müßte ja dem widerstandsfähigsten Menschen die Kehle ausgedörrt sein.

„Sie tun mir wahrhaftig leid, Herr Brandeis, und es ist einfache Menschenpflicht, Ihnen mit einer kleinen Erfrischung zu helfen."

Einer Erfrischung war Brandeis noch nie aus dem Wege gegangen, am allerwenigsten einer, die mit dem Alkohol verschwägert war. Seine Augen fingen Feuer, als Heiden Wein auffuhr.

„Das kann ich nicht verlangen, Herr Heiden!"

„Wer sich in den Dienst der Allgemeinheit stellt, muß unterstützt werden! Das ist von jeher mein Prinzip gewesen."

Gute Zigarren hatte der Heiden. Noch besser war der Wein. Er lief von selber über die Zunge.

Vom Wetter war die Rede und von den Steuern, die besonders den kleinen Geschäftsmann drückten, daß er arbeiten mußte vom Morgen bis zum Abend, um sich über Wasser zu halten. Der Wein spülte den Ärger über die unerbittlichen Finanzämter hinunter.

Allmählich hatte Brandeis sich so gestärkt, daß seine Gedanken anfingen, miteinander Greif zu spielen. Da hielt es Heiden für angebracht, auf die Liste zurückzukommen.

„Eigentlich ist es schade um Busacker. Er hat doch unzweifelhaft auch seine guten Seiten."

Sollte Brandeis einem Menschen widersprechen, der ihn bewirtete wie einen Fürsten? Das wäre gegen alle Höflichkeit gewesen.

„Da haben Sie recht, Herr Heiden. Er hat sogar im Frühjahr ein Paar Sportschuhe von mir gekauft. Achtzehn Mark und fünfzig haben sie gekostet. Oder waren es achtzehn Mark und fünfundsiebzig? Nein, doch wohl fünfzig —"

Gütig klopfte Heiden seinem Gast auf die Schulter. „Trinken Sie aus, Herr Brandeis! Mit dem Rechnen ist es nichts in dieser Hitze!"

Und Brandeis trank, bis ihm die Lider wie Blei wurden. Er hätte schlafen mögen, doch Heiden redete von christlicher Nächstenliebe und Unterstützung des gestrauchelten Bruders. „Sie meinen doch auch, Herr Brandeis, daß es sich nicht gehört, wenn man mit Steinen nach Herrn Busacker wirft?"

Brandeis war richtig empört. „Wer hat mit Steinen nach ihm geworfen? Der soll es mit mir zu tun kriegen! Busacker ist mein Kunde, und ich stehe zu ihm!"

Mit der Faust hätte er auf den Tisch geschlagen, wenn er die Entfernung nicht unterschätzt und daneben getroffen hätte. Er wäre kopfüber gestürzt, aber der menschenfreundliche Heiden griff zu.

„Ich sehe, daß das Mitgefühl mit Busacker Sie so erschüttert, daß Sie aus dem Gleichgewicht kommen. Trinken Sie noch ein Glas, dann werden die Nerven ruhiger."

Gehorsam trank Brandeis. Er meinte, schon zwei Gläser auf dem Tisch zu sehen, aber das kam von der flimmernden Sommerluft. „Ich kenne Sie nun schon seit Jahrzehnten, Herr Brandeis. Sie wissen, daß ich Sie für einen ehrenwerten Mann halte —"

Brandeis kamen vor Rührung fast die Tränen. Unsicher tastete er nach Heidens Hand. Nun hatte er einen Halt.

„Sie sind Verführern zum Opfer gefallen, darum laufen Sie heute mit der Liste treppauf, treppab. Eben haben Sie noch so warmherzige Worte gefunden für Busacker, der mein Freund und Ihr Kunde ist, Worte, wie nur edle Seelen sie prägen können. Was sollen die Leute von Ihnen denken, wenn Sie nun gegen ihn arbeiten? In Ihnen ist das Unterste nach oben gekehrt."

Ja, so war Brandeis auch zumute. Das war das rechte Wort. Und schuld an allem hatte Emmerlein, der ihm die Liste in die Hand gedrückt hatte. Vor Scham sank ihm das Haupt auf die Mannesbrust.

„Ich sehe, Herr Brandeis, daß Sie ebenso denken wie ich. Wir wollen anstoßen auf das Wohl von Herrn Busacker! Wer sein Freund ist, leert das Glas bis auf den Grund!"

Brandeis war sein Freund.

Da begann der große Kachelofen sich drohend im Kreise zu drehen. Mit steifer Zunge machte Brandeis seinen Wirt auf das Naturwunder aufmerksam. „Der — der — Ofen —!"

„Ich verstehe Sie, Herr Brandeis! Sie haben mit mir auf Herrn Busacker angestoßen und wollen nun die Freundschaft durch die Tat beweisen, indem Sie die Liste aus der Welt schaffen. Kommen Sie! Ihre Beine sind vom Treppensteigen müde geworden. Hier ist der blaue Aktendeckel. Ich öffne die Ofentür —"

Gehorsam schob Brandeis die Unterschriften in den Ofen.

„Zum Abschied rauchen wir noch eine Zigarre, Herr Brandeis!"

Geschickt warf Heiden das Streichholz in den Ofen. Brandeis konstatierte mit einem Gefühl der Schadenfreude, daß die Bogen aufflammten. —

Am nächsten Vormittag erwachte er durch ein kaltes Wassertuch, mit dem seine Frau ihm nachdrücklich den Kopf kühlte.

In der Nacht hatte er von gewaltigen Flammen geträumt, sonst besann er sich auf nichts mehr. Doch! Ihm war, als habe er noch bei Heiden ein Hoch ausgebracht auf Busacker. Aber wie er nach Hause gekommen war, hatte der Schlund des Vergessens geschluckt.

„Heiden weiß es!" jammerte er, wenn er seiner Frau berichten sollte, wie er in den jammervollen Zustand hineingeraten war.

„Wo hast du die Liste gelassen?"

„Heiden weiß es!" Brandeis wühlte den Kopf mit den schmerzenden Haaren in die Kissen.

(Fortsetzung folgt.)

Im Großen Fischfluß.

Erinnerungen aus Deutschsüdwestafrika.

Von **W. Vahldiek.**

Wo der Guchasib in den Großen Fischfluß mündet, erwartete ich frische Truppen, die ich zu der am Oranje liegenden Kompanie führen sollte. Vier Tage war ich hier allein und vertrieb mir die Zeit damit, daß ich den spielenden Pavianen zusah. Wenn es zwischen den hohen Bergen gar zu langweilig wurde, ritt ich hinaus auf die Hochebene, um nach den Soldaten Umschau zu halten. Endlich kamen sie.

Wir gingen mit den Packeseln flußabwärts, dem Oranje zu, im Bette oder an den Ufern des Fischflusses entlang, meistens im Gänsemarsch. Der Fluß war zurzeit nicht tief.

Ein Marsch in dieser wilden Gegend ist voll prächtiger Mannigfaltigkeit. Der Anblick der gewaltigen Natur greift bis ins Innerste des Menschenherzens. Als Ufer ragen steile, bis etwa 400 Meter hohe, unbeschreiblich zerrissene und verwitterte Felsenwände empor. In der Regenzeit füllen sich die vielen seitlichen Schluchten mit brausenden Nebenflüssen. Die Gebirgswände sind grau und kahl, aber unten, am Rande des Wassers, und auf den kleinen Inseln inmitten des Flusses wuchert ein bunter Pflanzenwuchs; mannshohes Gras, Blumen, undurchdringliches Buschwerk und niedrige Bäume. Hie und da staut sich das Wasser zum klaren See, dahinter stürzt ein rauschender Wasserfall in die Tiefe. Mühsam klettern Mensch und Tier hinab; neue Wunder der Schöpferin Natur offenbaren sich.

Wir waren noch nicht weit gekommen, als die Nacht uns Halt gebot. An flackernden Lagerfeuern spannen wir afrikanisches Garn. Durch Erfahrung gewitzigt riet ich, die Esel anzubinden. Sie hatten in Aiais — so hieß unser Ausgangspunkt — Hafer gefressen. Deshalb befürchtete ich, daß sie vor Sehnsucht nach den in Aiais liegenden Leckerbissen dorthin zurücklaufen würden. Aber unser Leutnant, der eben aus der Heimat gekommen war und weder Land noch Eselseelen kannte, ließ die Tiere frei, weil er ihnen das üppig wuchernde Gras gönnte. Am anderen Morgen waren alle Esel heidi! Das Reitpferd des Leutnants hatte aus Zuneigung zu den Verwandten oder, was wahrscheinlicher ist, aus Sehnsucht nach dem Hafer sich den Eseln angeschlossen. Nur mein Reitpferd war uns treu geblieben. Ich hatte es nämlich angebunden!

Ich ließ meiner Schadenfreude über den Reinfall freien Lauf. Zeit spielte ja in Afrika nur eine untergeordnete Rolle, also wurde die Bande gemütlich von Aiais zurückgeholt.

Gegen Mittag zogen wir weiter. Während einer Rast erscholl von einem Ufer her vereinzeltes, dann allmählich sich verstärkendes Gegrunze von Pavianen. Die Esel und Pferde spitzten die Ohren. Bald wurden die Affen zutraulicher, einige junge allzu neugierige kamen so nahe heran, daß wir sie fast greifen konnten. Es war sehr lustig, wie die Affenherde, possierlich von Klippe zu Klippe springend, uns begleitete. Ab und zu wurde so ein kleiner, dummer Lümmel von den Alten regelrecht geohrfeigt.

An einer scharfen Biegung staute sich das Wasser, und wir mußten an das andere Ufer. Aber wir waren auf dem schmalen Saumpfade zwischen Fels und Fluß eingeklemmt. Da die vorn befindlichen Esel nicht umgedreht werden

konnten, nahmen wir ihnen die Lasten ab und jagten die Tiere in das etwa zwei Meter tiefe Wasser. Auf den Pferden sitzend, trieben der Leutnant und ich sie dann hinüber. Die übrigen Esel kamen mit den Lasten weiter rückwärts auf einer seichten Stelle ans andere Ufer.

Die Affen sahen sich den Flußübergang an. Sie hockten auf den Klippen, grunzten zufrieden und suchten, sich gegenseitig in den Haaren kraulend, nach weltbekannten Springern. Ein junger Reiter, der die Tiefe einer Pavianseele noch nicht ergründet hatte, warf ohne böse Absicht einen Stein zwischen die Horde. Zufällig traf er einen riesigen Pavianurahnen. Es ist unmöglich, zu schildern, was sich nun abspielte. Der alte Herr reckte seinen gewaltigen Körper in die Höhe und brüllte fürchterlich. Dann begann ein Höllenkonzert: alle Affen bellten, kreischten und grunzten, je nach Alter und Geschlecht. Durch den Teufelslärm angeregt, ließen auch die Esel ihr liebliches I-A erschallen. Dazu schlugen und bissen sie aufgeregt um sich. Zur Vervollständigung des Ganzen fluchten und schimpften wir in allen deutschen Mundarten.

Plötzlich prasselte ein Hagel von Steinen auf uns herab. Zum Glück wurde kein Mensch ernstlich verletzt. Aber die Esel ließen sich nun nicht mehr halten, sie rissen aus und waren im Nu in schützenden Büschen verschwunden. Wir suchten Schutz hinter Klippen. Dann flaute der Angriff der Affen ab, aber sobald sich nur einer von uns zeigte, ging das Gefecht von neuem los. Mit Geheul und — Schimpfen.

Allmählich wurde unsere Lage ernstlich ungemütlich, dennoch riet ich nicht zu schießen, um nicht die Paviane noch ärger zu reizen. Allerdings, meinte der Leutnant nachher, ich hätte diese Weisheit wohl nur im Unterbewußtsein von mir gegeben, so als zwangsläufige Folge jener Lehre von der Abstammung des Menschen.

In der Absicht zu helfen, eilten vom anderen Ufer aus Kameraden in den Strom und eröffneten das Feuer auf die merkwürdigen Gegner. Obwohl nun kaum anzunehmen war, daß die Affen hier schon vor uns Bekanntschaft mit Feuerwaffen gemacht hatten, so mußten sie deren Gefährlichkeit gefühlsmäßig erkannt haben, denn sie verkrochen sich ebenfalls hinter Klippen. Aber nur auf kurze Zeit, wie um ungestört zu beraten. Und nun kam die ganze Bande, groß und klein, wie in gefechtsmäßigem „Sprung auf, Marsch, Marsch!“ auf uns zu. Da blieb uns nichts anderes übrig, als ein gut gezieltes Feuer zu eröffnen und uns bis an eine gut übersichtliche Stelle des Flusses zurückzuziehen.

Es war hohe Zeit, denn schon balgte sich ein etwas saumselig gewesener Reiter mit einem riesigen Pavian um einen Baumstamm herum. Das Tier hatte die Gewehrmündung erfaßt und versuchte mit aller Kraft seinen Gegner, der das Gewehr nicht loslassen durfte, an sich zu ziehen. Gelang ihm das, dann war der Mann verloren! Der Affe fletschte die Zähne und heulte vor Wut. Auf ihn zu schießen, wagten wir nicht, weil wir den Kameraden zu treffen fürchteten. Doch ehe die herbei eilenden Leute nahe genug heran waren, gelang es dem Bedrängten selbst, dem Affen das Seitengewehr in die breite Brust zu stoßen. Stöhnend brach das Tier zusammen.

Insgesamt lagen auf dem Kampfplatz elf tote oder schwerverwundete, sterbende Affen. Sie taten uns leid, das hatte niemand gewollt.

Um eine Erfahrung reicher zogen wir schon im Dunkeln weiter, denn hier war uns der Aufenthalt gründlich verleidet worden.

Bei Banditen zu Gast.

Eine unfreiwillige Tischgesellschaft.

Von Norbert Wiltsch.

Über den weiten Tabakfeldern Mazedoniens begann, noch kühl vom Hauch der Nacht, ein neuer Tag. Es war ein Morgen wie so viele andere, die ich am Balkan erlebt habe; die gelbe, rot geränderte Sonnenscheibe stieg heiter klar wie immer in den Sommermonaten über dem Horizont empor. Verschwenderisch setzte sie mit ihren Strahlen der morgengrauen Landschaft Lichter und Farben auf und ihre Ewigkeit schien ebensowenig wie das Häuflein Menschen, welches reisefertig vor einem Haus in der Nähe der Stadt K . . . stand, zu ahnen, daß dieser Tag nicht enden sollte, wie jeder andere vorher. Ratternd sprangen die Motore der zwei Autos an, die die kleine, noch etwas verschlafene Gesellschaft zu einem Ausflug ins Innere des Landes führen sollten.

Ich saß mit einem Kaufmann und einem jungen Ingenieur im zweiten Wagen, der dem ersten in einem gehörigen Respektsabstand vor den aufgewirbelten Staubwolken folgte. Ruhig floß zu beiden Seiten die Ebene an uns vorbei, zurück, ein Strom von Erde. Schnell huschten vereinzelte Bäume vorüber und das Gebirge, von der weißen Straße wie mit einer dünnen Narbe gezeichnet, rückte langsam näher. Der Schlaf klebte nicht mehr in den Augen und je wacher meine Gefährten wurden, desto lustiger wußten sie auch meine Wenigkeit, einen Gast in diesem Lande, zu unterhalten. Sie waren zwei recht aufgeknöpfte Gesellen nicht nur in des Wortes engster Bedeutung, was Rock und Weste unter dem Einfluß der schon hoch emporgestiegenen Sonne anlangte.

Mit einem Mal, mitten im Wort, stockte der Ingenieur und starrte geradeaus. Zum Teufel, was war das? Wie ein gehetztes Wild sprang das Auto vor uns in ein wahnsinniges Tempo über und im selben Augenblick ein Knall, jäh aufflackerndes Geknatter. Uns blieb zwar noch nicht der Motor, dafür aber fast das Herz stehen — Gewehrfeuer. Schon blinkten Läufe, kleine Wölkchen ballten sich, wie die Pilze schossen dunkle Gestalten aus dem Boden. „Räubern in die Hände gefallen!“, war die Erkenntnis einer Sekunde. Der Chauffeur verlor, anders wie der, welcher den ersten Wagen steuerte, den Mut, das Auto hielt und im Nu waren wir von einer Schar Banditen umringt, die ihre Gewehre auf uns richteten, im übrigen aber vollkommen Disziplin wahrten, bis ihr Hauptmann leicht grüßend an uns herantrat. Freundlich, doch sehr bestimmt zugleich, lud uns der kleine Kriegsgott ein, für diesen Tag seine Gäste zu sein. Für diesen Tag — das brachte uns wieder etwas Hoffnung, zum Testamentmachen noch ein wenig Zeit zu haben, und so folgten wir ihm ergeben, während ein fixer Bandit unser Auto von der Last des Benzins befreite. Es sah ganz fatal einem Aderlaß ähnlich . . .

Die Höhle des Löwen wirkte nicht gerade sehr romantisch, denn das war überhaupt keine richtige Räuberhöhle, sondern bloß eine tief versteckte Mulde, in der wir genötigt wurden, Platz zu nehmen. Brot, Käse und Früchte: die Dinge schoben sich in meinem Mund von eine Backe in die andere, meinen sonst sehr gesunden Zähnen hartnäckig widerstehend; zu einer Würdigung des Menus war ich ebensowenig wie meine Freunde aufgelegt. „Essen Sie nur, Sie werden sonst Hunger bekommen, wenn Sie nach Hause gehen.“ Das klang tröstlich, aber mir war doch vor der Rechnung noch immer bange. Sie fiel denn auch beträchtlich genug aus, wenn sie gleichwohl leichten Herzens gezahlt wurde. Für den Käs die Uhren, für das Brot die Zigarettendosen, für die Früchte andere sogenannte Kostbarkeiten, die wir zufällig bei uns hatten, und einige Kleidungsstücke dazu. So gerechnet, konnte man das fuselartige Getränk als frei betrachten. Nur der Ingenieur zahlte noch ein übriges. Der Arme war nämlich verlobt und trug zum Zeichen dessen einen schönen Ring von seiner Braut. Um sich diesen in doppelter Hinsicht wertvollen Gegenstand zu erhalten, ließ er ihn in einem scheinbar unbewachten Moment in einer Tasche verschwinden. Doch das war eine Rechnung, ohne die Luchsaugen des Wirtes gemacht, der ihn alsbald aufforderte, den Ring auszuliefern. Mein Freund leugnete hartnäckig, so ein Ding überhaupt bei sich zu haben und schwur hoch und teuer, überhaupt keinen Schmuck zu tragen. Da trat der Häuptling mit unnachahmlicher Geste an ihn heran und ergriff einen seiner Finger, wobei er vielsagend auf die Spur eines Ringes deutete. Nun gab es kein Entrinnen mehr. Das schöne Stück mit dem leuchtenden Stein wanderte ans Tageslicht. Ein anderer Freund, der Kaufmann, sah das mit einem wehmütigen Gesicht mit an und drehte langsam das Zeichen seines glücklichen Ehestandes vom Finger, um es unaufgefordert dem Gastherrn zu überreichen. Der Versuch mißlang jedoch kläglich, denn mit dem unfreiwillig-freiwilligen Präsent kam er an den Unrechten. „Was halten Sie von uns? Glauben Sie, wir haben keine Frauen? Uns ist die Ehe heilig, sie steht unter Gottes Schutz!“ Eine grenzenlose Verachtung lag in der ablehnenden Handbewegung, sein Zorn war geweckt und die Augen sprühten Funken, als er sich an den Ingenieur wandte. „Sie sind auch so einer; Sie haben gelogen! Ziehen Sie sich aus!“ So schnell hat sich der Gute wohl noch nie ausgekleidet; im Augenblick stand er da, wie mit kaltem Wasser angegossen, ungefähr in der Gestalt wie Adam im Paradies.

Es muß für die unbeteiligte Sonne ein lustiger Anblick gewesen sein, als wir vier aus den unangenehmen Pflichten eines „Gastes wider Willen“ entlassen, den Heimweg zu Fuß antreten durften. Zum Abschied wurde uns noch eingeschärft, nur ja mit keinem Blick nach rückwärts auf die Stätte unseres Abenteuers zu schielen, sonst wären wir unfehlbar des Todes. So marschierten wir denn beklommenen Herzens und doch fröhlich los, als hätten wir den Starrkrampf in den Augen, und wagten kaum, uns anzusehen. Was in unseren Gesichtern zu lesen stand, mochte auch kaum sehr erfreulich gewesen sein. Nur dem Ingenieur tat anscheinend der Gehorsam weh, es zog ihn etwas am Halse, er wollte unbedingt sehen, was hinter unserem Rücken vorging. Es war an diesem denkwürdigen Tage sein letztes Pech, denn kaum hatte er sich umgewendet, sausten auch schon einige Kugeln, mit den wohlbekannten Pfeiftönen dozierend, um

die Ohren. Da hieß es denn, sich schnell belehren zu lassen und Reißaus zu nehmen. Dem Ingenieur war nun einmal nicht zu helfen; er mußte sich damit abfinden, in seiner bis auf die allernötigste Unterwäsche reduzierten Kleidung, von unserem reicheren Besitz nur mangelhaft ergänzt, heimzuwandeln.

Wochen waren vergangen, ich saß wieder geborgen in meinem friedlichen Wien am Schreibtisch, als ein Brief eintraf. „. . . was Sie vor allem interessieren wird, ist folgendes: Die Banditen, welche uns heuer im Sommer den fatalen Streich spielten, an den wir uns zeitlebens erinnern werden, sind vor kurzem gefangen worden und bereits alles Tatsächlichen überwiesen. Da sie außerdem ein paar Mordtaten auf dem Gewissen haben, können sie wohl als erledigt gelten. . . . Ihre Tabatière wurde bei einem Manne gefunden und geht Ihnen demnächst zu . . .“

Tabatière geht Ihnen zu . . . können wohl als erledigt gelten . . . Ist der Respekt der Banditen vor einem Ehebund und seinem goldenen Symbol kein Milderungsgrund? — Gnade ihrer Seele!

Wie wird das Sommerwetter?

Eine meteorologische Vorschau.

Was wird der Sommer 1928 uns für Wetter bringen? Diese Frage erfüllt uns, angesichts der schlechten Erfahrungen mit dem Sommerwetter der letzten Jahre, mit banger Sorge. Auch hat uns das unnatürliche und unfreundliche an Niederschlägen überreiche Wetter der vergangenen Monate um den Frühling gebracht und wir sind sonnenhungriger als je zuvor. Außer den warmen Märztagen haben wir kaum die Sonne zu sehen bekommen. Das schlechte Wetter ist das Tagesgespräch und die merkwürdigsten und phantastischsten Theorien werden zu einer Erklärung herbeigezogen. Da soll einmal das Radio an allem schuld sein, dann wieder die mysteriösen Sonnenflecken, die immer wieder auftauchen, wenn kein anderer plausibler Erklärungsgrund vorliegt. So nimmt es nicht wunder, daß die meisten Menschen resignieren, daß sie von dem verpfuschten Frühling auf einen verpfuschten Sommer schließen. Dem ist aber Gott sei Dank nicht so. Im Gegenteil, die Statistiken der Meteorologen beweisen, daß auf niederschlagsreiche Frühlingsmonate warme Sommertage folgen. Ebenso ist es umgekehrt. Normalerweise hat ein zu schöner Mai einen schlechten Sommer im Gefolge. Diese durch jahrelange statistische Erhebungen gefundene Erfahrungstatsache hat die Wissenschaft mit dem Satze zu erklären versucht, daß die Niederschlagsmenge jedes Jahr eine konstante Größe bildet, daß sich also die Niederschlagsmengen in den verschiedenen Jahreszeiten ausgleichen müssen.

Ausgesprochene Sommerdürren pflegen sich allerdings schon im Frühjahr oder im Winter vorher anzukündigen. 1911 und 1921 war es bei uns vor den bekannten dürren Sommern auch schon in den Wintermonaten recht trocken und warm. So kühn es angesichts des trostlosen Frühlingswetters auch sein mag, gutes Sommerwetter zu prophezeien, so erweckt doch der vergangene Monat und das erste Juniwetter die Hoffnung auf einen schönen Sommer, dem neben der Wärme und dem Sonnenschein auch die Feuchtigkeit nicht fehlt, so daß die Landwirtschaft vor allem einen Vorteil hätte. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß das schöne Wetter nun sofort eintreten müßte. Dazu ist die Wetterlage vorläufig leider noch zu ungünstig, das mächtige Hoch, das sich von Grönland aus über den Atlantik nach Südosten erstreckt, sorgt noch immer für Zufuhr kalter Luftmassen. Die besondere Hartnäckigkeit, was sowohl Dauer als Intensität dieser Vorstöße kalter Luftmassen aus dem Polargebiete betrifft, findet ihre Erklärung in dem Auftreten eines Hochdruckgebietes im Raum zwischen Grönland, Island und Spitzbergen, das sich nach vorübergehender Abnahme immer von neuem wieder aufgebaut hat. Diese unerfreuliche Erscheinung hängt eng mit dem veränderlichen Charakter unserer Zone zusammen. Hängt doch der Wechsel zwischen gutem und schlechtem Wetter in unseren Breiten vor allem in den Übergangsjahreszeiten Frühling und Herbst, ganz davon ab, welche der beiden großen Luftströmungen jeweils die Oberhand hat. Der Kaltluftstrom, der sich besonders dieses Frühjahr so ausdauernd in Gestalt nordwestlicher Winde über das europäische Festland ergießt, trägt damit die kalte Polarfront stets weiter nach Süden. Unter seiner Herrschaft kann trotz hochstehender Sonne eine durchgreifende Erwärmung nicht aufkommen. Für das Sommerwetter ist ausschlaggebend, ob der Sieg der kalten Polarfront über die warme Äquatorialfront von Dauer ist.

Es ist nach all dem kein Grund vorhanden, für das Sommerwetter allzu pessimistisch gestimmt zu sein. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden wir zwar keinen heißen, aber doch einen leidlich warmen Sommer bekommen. Allerdings von ziemlich häufigen Niederschlägen begleitet. Es wäre ganz falsch, sich durch das jetzige Frühlingswetter in seinen Dispositionen für die Sommerreise in ungünstigem Sinne beeinflussen zu lassen. Abgesehen davon, daß das Sommerwetter niemals so schlecht zu sein pflegt, daß nicht kürzere Perioden trockenen und warmen Wetters sich einfinden, so läßt der Verlauf des Frühlings noch keinerlei Schlüsse auf das Wetter zu. Außerdem ist es eine Erfahrungstatsache, daß sich das schlechte Wetter in der Großstadt noch viel schlimmer ansieht und daß, wenn man erst einmal in Gottes freier Natur ist, oft ein leichter Regen bei Wanderungen nicht stört. Allerdings darf auch das Wetter nicht zu schlecht sein, denn nichts ist deprimierender als in der Sommerfrische innerhalb der vier Wände sitzen zu müssen. Hoffen wir also, daß uns ein halbwegs annehmbarer Sommer beschert werden wird, der uns für den verpfuschten Frühling Entschädigung bietet! A. B.

Bunte Chronik



* **Politische Sinnbilder und Frauen.** Auch politische Karrikaturen haben ihre Tradition: das Sinnbild der amerikanischen Republikanischen Partei ist der Elefant, das „Symbol der Stärke und des Willens zur Arbeit“, die Demok?aten haben zum — Esel ihre Zuflucht genommen, in dem sie den Ausdruck des „Widerstandes gegen die Ungerechtigkeit“ sehen. Diese beiden politischen Symbole für die größten amerikanischen Parteien wurden 1874 von dem Karikaturisten Thomas Nast zum ersten Male in der noch jetzt bestehenden Zeitschrift „Harpers Weekly“ veröffentlicht. Doch die Frauen sind nicht mehr ganz damit einverstanden. Die demokratischen Frauen von Philadelphia haben keine Lust mehr, sich als Eselinnen bezeichnen zu lassen, was ebensogut als Ausdruck für die sprichwörtliche Dummheit wie Widerspenstigkeit betrachtet werden könnte. Die republikanischen Frauen wiederum haben es satt, sich in ihrer politischen Eigenschaft als — Dickhäuter darstellen zu lassen. Mit Fug und Recht darf jedoch daran gezweifelt werden, daß die beiden Parteien einigen Frauen zuliebe auf ihre traditionellen Parteisymbole verzichten!

*

* **Verringerung der Staatsschulden in Nordamerika.** Die Vereinigten Staaten von Amerika gehen mit aller Energie daran, die im Weltkriege stark erhöhten Staatsschulden zu verringern. Den höchsten Stand erreichten die Schulden in der Union im August 1919. In dieser Zeit machten sie mehr als 26½ Milliarden Dollar aus. Bis zum 31. März 1927 waren die nordamerikanischen Staatsschulden schon auf 18,9 Milliarden Dollar zurückgegangen. In der Zeit vom 1. April 1927 bis 31. März 1928 sind abermals 1,1 Milliarden Dollar zurückgezahlt worden, so daß die Staatsschulden noch den Betrag von 17,8 Milliarden Dollar ausmachten. Genau das Doppelte der Summe, die zwischen dem 31. März 1927 und dem 31. März 1928 zurückgezahlt worden ist, nämlich 2,2 Milliarden Dollar, soll bis zum 31. März 1929 zurückgezahlt werden. Geht die Schuldentilgung in einem ähnlichen Tempo weiter, so dürften die Vereinigten Staaten in spätestens fünfzehn Jahren ein Land sein, das keine Staatsschulden mehr hat.

Lustige Rundschau



* **Schubert.** „Gehen Sie heute abend in die Unvollendete Symphonie von Schubert?“ — „Nein. Ich kann es erwarten. Ich höre mir später lieber einmal die ganze Symphonie an, wenn sie fertig ist.“

*

* **Vorschlag in Güte.** Karlchen (zu seiner Kuchen essenden Schwester): „Komm, wir wollen Zoologischer Garten spielen. Ich bin der Elefant.“ — Lottchen: „Und was bin ich?“ — „Karlchen: „Du bist die nette, alte Dame, die den Elefanten immer mit Kuchen füttert.“

*

* **Zu viel Edelmut.** „Na, Herr Pinselquäler, wenn Se de Miete nicht ganz bezahlen können, will ich nicht so sein, und die Hälfte streichen.“ — „Schön, Herr Hausbesitzer, dann will ich auch nicht so sein, und streiche die andere Hälfte auch!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.